

4 Mehrstufiges Forschungsdesign

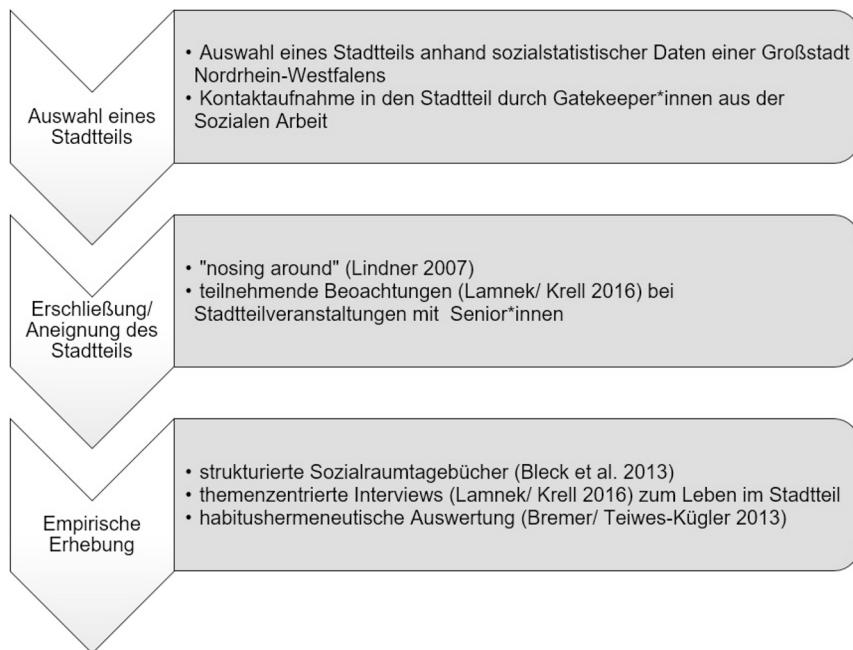
Entsprechend der dargestellten Vielfalt des Engagements, die anhand verschiedener Pole (institutionell vs. selbstorganisiert, Engagement im Sozialraum vs. Engagement außerhalb des Sozialraums etc.) aufgezeigt werden kann (siehe Kap. 1.1.2), wurde das Forschungsdesign mehrstufig angelegt, um dem Anspruch der Arbeit gerecht werden zu können, ein breites Engagementverständnis einzufangen und aus Vergemeinschaftungsformen heraus entstehendes Engagement in der Nachbarschaft, der Familie sowie unter Freund*innen im empirischen Material aufzeigen zu können. Da für das alltägliche Leben sowie für die Kontakte und Netzwerke älterer Menschen dem sozialen Nahraum, dem Stadtteil, eine besondere Relevanz zukommt (u.a. Grates et al. 2018) und davon ausgegangen wird, dass sich insbesondere hier informelles Engagement finden lässt (siehe hierzu Kap. 1.1.4), lag dem mehrstufigen Forschungsdesign ein sozialräumlicher Ansatz zugrunde (Abbildung 9).

Die Erhebung wurde in einem ausgewählten Stadtteil einer Großstadt Nordrhein-Westfalens durchgeführt. Im Weiteren wird ausführlicher auf die konkrete Umsetzung des Feldzugangs eingegangen, wozu unter anderem Bezüge zur soziologischen Feldforschung, den community studies (u.a. Brandstetter et al. 2012; Brauer 2005), hergestellt und zur transparenten Darstellung des Forschungsprozesses Ausschnitte aus den empirischen Mitschriften dargestellt werden (Kap. 4.1.1). Anschließend werden die Kriterien zur Auswahl des Stadtteils sowie das Vorgehen beim Kontaktaufbau in den Stadtteil erläutert (Kap. 4.1.2).

Die Darlegung der methodologischen Grundannahmen mit den entsprechenden Forschungsmethoden folgt in Kapitel 4.2. Nach einer methodologischen Einführung in die Habitushermeneutik und die daraus resultierenden Konsequenzen für den Zugang zum Forschungsgegenstand (Kap. 4.2.1) werden die Forschungsmethoden dargestellt. Um in den geplanten Interviews erste Anhaltspunkte zu alltäglichen Hilfleistungen im Stadtteil vorliegen zu haben und an diesen im Interview anknüpfen zu können, wurde den Interviews die Methode der strukturierten Sozialraumtagebücher (Bleck et al. 2013) vorgeschaltet (Kap. 4.2.2.1). Auf Grundlage dieser Ergebnisse wurden anschließend themenzentrierte Interviews (Lamnek/Krell 2016) geführt, die den Kern der empirischen Studie darstellen (Kap. 4.2.2.2). In Kapitel 4.2.2.3 folgt die Darlegung der Auswertungsmethode der Interviews: Mit Hilfe der Habitushermeneutik (Bremer/Teiweis-

Kügler 2013; Lange-Vester/Teiweis-Kügler 2013a) kann der Habitus als handlungsleitendes Prinzip aus dem Material herausgelesen und damit aufgezeigt werden, wie sich dieser im Engagement niederschlägt.

Abbildung 9: Mehrstufiges Forschungsdesign



(eigene Darstellung)

4.1 Feldzugang

Um im Sinne eines qualitativen Vorgehens die Strukturen eines Stadtteils in die Tiefe betrachten zu können wurde für die Interviews ein exemplarischer Stadtteil einer Großstadt Nordrhein-Westfalens ausgewählt. Die Auswahl des Stadtteils erfolgte anhand einer Sichtung der sozialstatistischen Daten der Großstadt, daran anschließender Gespräche mit Sozialarbeiter*innen vor Ort sowie erster teilnehmender Beobachtungen an Veranstaltungen mit Senior*innen.

Dieses *sich hineinbegeben* in das Feld findet sich in den bereits in den 1920er Jahren aus der Chicagoer School heraus entwickelten community studies und wurde vom Mitbegründer dieser soziologischen Feldforschung, Robert E. Park, an seine Studierenden unter dem Motto: »Get into the district, >Get the Feeling, >Become acquainted with people« (Löw et al. 2008: 185) mitgegeben. Die Arbeiten, die als Wegweiser der Gemeindesoziologie gelten, wurden im Laufe der Jahrzehnte hinsichtlich der theoretischen Fundierung weiterentwickelt, da unter anderem »[d]ie Rekonstruktion der theo-

retischen Konzeption der Chicagoer Schule [...] insofern schwierig [ist], als eine Vielzahl von Einzeltexten und Einleitungen vorliegen, die von den AutorInnen nie zu einem einheitlichen Entwurf zusammengefasst wurden« (Löw 2001: 112–113, Erg. d. Verf.). Ebenso findet sich bezogen auf die Chicagoer School eine Kritik an den methodischen Verfahren, indem die angewendeten Forschungsmethoden zur Ergebnisdokumentation als nicht ausreichend angesehen wurden. In diesem Kontext wird auf Bourdieus Weiterentwicklung und seine Ausdifferenzierung, insbesondere zu seinen Zeiten in Algerien, verwiesen:

»Die Beobachtung verfeinerte er durch exakte Lagepläne, Karten, Fotografien und Zeichnungen. Die Kommunikation verfeinerte er zu verstehenden, strukturierten, lebensgeschichtlichen und offenen Interviews. Die Sammlung von Daten verfeinerte er zu statistischen Erhebungen, Sammlung von Sprichwörtern sowie Aufstellungen über Haushalts- und Zeitbudgets.« (Fröhlich/Rehbein 2014: 253)

Für die vorliegende Arbeit steht weniger die theoretische und methodische Weiterentwicklung der community studies als vielmehr ein punktueller Einblick in die empirischen Ansätze der Gemeindesozialologie im Fokus, die verdeutlichen können, wie bereits damals der Versuch eines Verstehens »milieuspezifische[r] Lebenswelten« (Löw 2001: 117) unternommen wurde.

4.1.1 »Get into the district« – Feldforschung der Gemeindesozialologie

Mit dem Ziel des Verstehens der Alltagswelt der Menschen wurde eine soziologische Feldforschung aus der amerikanischen Soziologie der Chicagoer School begründet, die davon ausging, dass nur »jene Aussagen über die Wirklichkeit als valide gelten könnten, die auf eigener Beobachtung basieren« (Neckel 1997: 76, zit.n. Löw 2001: 118). Im Fokus stand dabei die »Interpretation milieuspezifischer Wirklichkeitskonstruktionen« (Löw et al. 2008: 31), wenn auch noch zur damaligen Zeit mit begrenztem Wissen zu Erhebungsmöglichkeiten (ebd.). Insbesondere wurden dabei sozial benachteiligte Gruppen in den Blick genommen, um deren Perspektive auf die Welt nachvollziehbar machen zu können.

Für die vorliegende Arbeit ist insbesondere die in den Ansätzen der community studies inhärente Verknüpfung der Dimensionen Milieu und Stadtteil von Bedeutung (von Löw (2001) als Gruppen- und Ortsbezug bezeichnet). Diese hebt sie deutlich von den deutschen Gemeindestudien der Nachkriegsjahre ab, in denen insbesondere der Verwaltungsbezug dominierte. Aufgrund der im Chicago der 1920er Jahre vorzufindenden spezifischen Quartiere (italienisches Viertel, Chinatown etc.) wurde damit von einem Zusammenhang zwischen der Ansiedlung eines Milieus und einem Stadtteil ausgegangen, »so dass die Erforschung eines Milieus oft zugleich eine Stadtteilanalyse« (Löw et al. 2008: 32) war. Diese Annahme findet sich auch in Bourdieus Feststellung (1991), dass »der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben« (ebd.: 25, zit.n. Löw et al. 2008: 39) kann.

Wird bei der Betrachtung eines Stadtteils jedoch eine zeitliche Dimension berücksichtigt, ist diese Zuschreibung eines festen Platzes im Stadtteil und einer daraus abzu-

leitenden gesellschaftlichen Position zu erweitern: Stadtteile unterliegen ebenso über Jahrzehnte hinweg einem Wandel (beispielsweise hinsichtlich der Bewohner*innenstruktur), so dass sich die Positionen der Akteur*innen im Stadtteil auch verändern können. Dieser Wandel eines Stadtteils zeigt sich auch in der vorliegenden Studie (siehe hierzu Kap. 1.2.2), beispielsweise anhand einer heterogener werdenden Sozialstruktur im Laufe der Jahre (u.a. durch den Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund). Bei Löw (2001) findet sich diese prozesshafte Entwicklung von Räumen mit dem Begriff des »spacing« wieder, dem Prozess des Platzierens von Dingen oder Lebewesen. So verschwinden Orte nicht, »wenn Dinge/Lebewesen den Ort verlassen, sondern stehen dann für andere Besetzungen zur Verfügung« (ebd.: 124). Diese andere Besetzung führt im Weiteren dann auch zu einer neuen Verteilung von Privilegien und einem Wandel des Stadtteils, beispielsweise auch einem Imagewandel.

Ebenso bedeutsam wie die enge Verbindung von Ort und Milieu sind die aus den community studies heraus angewendeten Methoden der Felderkundung, wie beispielsweise das »nosing around«, das verstanden werden kann »als aufmerksames aber relativ zielunspezifisches Herumhängen, Mitfließen, Bummeln und Schnüffeln im Feld« (Breuer et al. 2010: 62).¹ Hierbei geht es weniger um eine zielgerichtete und standardisierte wissenschaftliche Methode als vielmehr um eine Form der Aneignung des Stadtteils, mit dem Ziel, ein *Gefühl* für den Stadtteil zu bekommen. Die Wahrnehmungen, Eindrücke, informell geführten Gespräche oder besonderen Erlebnisse dieser Aufenthalte im Stadtteil werden anschließend in Feldnotizen festgehalten. In der vorliegenden Studie wurde der Stadtteil über einen Zeitraum von knapp eineinhalb Jahren regelmäßig aufgesucht und auf verschiedenen Wegen Kontakte zu Hauptamtlichen sowie älteren Bürger*innen des Stadtteils geknüpft. Zur Übersicht über die während diesem Zeitraum des Forschungsprozesses absolvierten Arbeitsschritte sowie stattfindenden Kontakte wurde ein Forschungstagebuch geführt (für einen exemplarischen Auszug aus diesem Forschungstagebuch siehe Tab. 1).

Tabelle 1: Auszug aus dem geführten Forschungstagebuch

07.07.2016, 15 Uhr	Termin mit Frau Decker, um das Sozialraumtagbuch zu erläutern. Morgens versucht sie, mich telefonisch zu erreichen und spricht mir auf die Mailbox, dass sie aufgrund von einer Grippe den Termin verschieben muss. Wir schauen nach einem neuen Termin.
07.07.2016	Aufenthalt im Stadtteil zum Verteilen der Handzettel: Apotheke am Marktplatz (30 Stück) Apotheke in der Fußgängerzone (30 Stück) Eckkneipe (drinnen am Tresen und bei den Gästen draußen) (ca. 40 Stück)
14.07.2016, 10 Uhr	Interview mit Frau Laue bei ihr zu Hause.

¹ Aus der ethnografischen Forschung heraus gibt es eine Bandbreite vergleichbarer Methoden, wie beispielsweise die Wahrnehmungsspaziergänge (Wildner 2003).

21.07.2016, 11 Uhr	Termin mit Frau Decker bei ihr zu Hause, um ihr das Sozialraumtagebuch vorbeizubringen und zu erläutern.
21.07.2016, 15 Uhr	Termin mit Frau Emil bei ihr zu Hause, um ihr das Sozialraumtagebuch vorbeizubringen und zu erläutern.
27.07.2016, 15 Uhr	Erste Teilnahme an der »selbstorganisierten Frauenrunde«. Der Kontakt wurde mir durch Frau Christian ermöglicht. Dort lerne ich sechs Frauen kennen. Die meisten von ihnen sind im Alter zwischen 70 und 80 Jahren.
04.08.2016, 11 Uhr	In der Kneipe hole ich das Sozialraumtagebuch von Herrn Albert ab. Er hat dieses nicht ausgefüllt, dafür aber einen Freitext über zwei DinA4-Seiten verfasst. Ich verteile ein weiteres Sozialraumtagebuch an eine Dame in der Kneipe, die sich interessiert daran zeigt.
10.08.2016, 15 Uhr	Zweite Teilnahme an der »selbstorganisierten Frauenrunde«. Morgens ruft mich Frau Christian an, um sicher zu gehen, ob sie mir beim letzten Treffen auch die Adresse für das heutige Treffen genannt hatte. Sie hat immer alle im Blick und kümmert sich.
11.08.2016	In der Kneipe hole ich das Sozialraumtagebuch von Herrn Nelles ab. Frau Robert erzählt mir, dass sie das Sozialraumtagebuch verloren habe. Im Gespräch mit ihr wird irgendwann deutlich, dass sie keine Lust hatte, es über 14 Tage auszufüllen und ihr der Zeitraum zu lang war. Auf dem Marktplatz treffe ich zufällig Frau Rudolf, die ich auf der Bank am Markt kennengelernt hatte. Da ich sie über ihre Telefonnummer, die sie mir genannt hatte, nicht erreichen konnte, frage ich nach, ob sich ihre Nummer geändert habe. Sie meinte, sie wäre nicht umgezogen und ich könnte mich nochmals bei ihr melden.

Als Ergänzung zu diesen kurzen Stichpunkten des Forschungstagebuchs wurden Notizen zu den einzelnen Treffen angefertigt. Es zeigte sich in dieser Felderkundungsphase, dass nicht nur beispielsweise Krankheiten bei den Senior*innen zur Verschiebung von Terminen führten, sondern auch aus anderen Gründen Zusagen nicht immer eingehalten werden konnten. So mündete beispielsweise das zunächst vorhandene Interesse am Sozialraumtagebuch nicht automatisch in einem Ausfüllen über den gesamten Zeitraum von 14 Tagen. Gründe hierfür waren nicht nur der zeitliche Aufwand, sondern ebenso private Ereignisse, wie beispielsweise der Tod der Mutter einer interviewten Person.

Neben den Mitschriften zu einzelnen Veranstaltungen oder Gesprächen wurden zudem Notizen zu Beobachtungen im Stadtteil angefertigt. Die folgenden Auszüge aus zwei Mitschriften geben einen Einblick in die Forschungsaufenthalte im Stadtteil.

Mitschrift »Morgendlicher Besuch beim Bäcker«

Ich fahre mit dem Bus von [Name eines angrenzenden Stadtteils] nach [Name des Stadtteils]. Eine Haltestelle, bevor ich aussteige, steigt Frau Schick ein. Sie sieht mich jedoch nicht und fährt weiter. Der Bus ist relativ voll, auch viele ältere Menschen mit Rollatoren nutzen den Bus. Ich besuche für eine Stunde die Bäckerei, trinke dort zwei Tee und esse ein Schokocroissant. Die Bäckerei ist während der Zeit sehr gut besucht und einige Leute trinken und essen dort etwas. Die sechs Tische sind jedoch nie alle gleichzeitig besetzt. Als

ich reinkomme, ist eine Frau, die im Rollstuhl sitzt, vermutlich mit ihrem Sohn und ihrer Mutter, dort. Alle lächeln mich an, als ich die Bäckerei betrete und sind sehr freundlich. Sie brechen jedoch auf, als ich mich setze. Während der Stunde meines Aufenthalts sitzen am Tisch neben mir jeweils zwei ältere Herren (geschätzt über 75 Jahre), die jedoch kein Gespräch suchen und auch nicht grüßen. Sie scheinen die Bäckerei häufiger zu besuchen, da sie kurz mit der Verkäuferin sprechen. Sie essen ihr Brötchen und machen sich dann wieder auf den Weg. Zudem besucht eine ältere Dame die Bäckerei; sie grüßt jedoch ebenfalls nicht. Da ich auf die Fußgängerzone schauen kann, sehe ich Herrn Grau an der Bäckerei vorbeilaufen. Er sieht mich jedoch nicht. Am Tisch hinter mir sitzt eine Frau, Mitte 30, mit einer Frau, Mitte 60, eventuell ihre Mutter. Beide gehen zum Rauchen vor die Tür und reden dort mit einem Bekannten (später hinzugefügte Anmerkung: Der Gesprächspartner war Herr Nelles, der mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt war. Ich lernte ihn später in der Kneipe kennen. Ich erfahre von ihm, dass er sich in der Bäckerei regelmäßig die Bild-Zeitung kauft und dort auch seine Tochter arbeitet, während er auf den Enkelsohn aufpasst). Die beiden Frauen scheinen ebenfalls regelmäßig in die Bäckerei zu gehen. Sie kennen die Verkäuferinnen. Da sie hinter mir sitzen höre ich, dass sie sich ein Handyvideo anschauen und laut lachen. Ich drehe mich um und sage, dass mich das aber jetzt neugierig gemacht habe. Die jüngere Frau ist direkt offen und zeigt mir ein »Streich-Video«, bei dem Frauen im Supermarkt erschreckt werden. Die ältere Frau ist zurückhaltend und scheint überrascht, dass ich das Gespräch suche. Als ich die Bäckerei später verlasse verabschiede ich mich von beiden Frauen. Die Frauen erwecken den Eindruck, viel Zeit in der Bäckerei zu verbringen und sich dort häufiger aufzuhalten. Nach dem Bäckerei-Besuch spaziere ich die kleine Fußgängerzone entlang. Ich gehe in den Drogerieladen, anschließend in den 1-Euro-Laden und setze mich dann für ca. 30 Minuten auf eine Bank am Marktplatz. Da die Sonne scheint sitzen auf der Bank neben mir ein Mann und eine Frau – sie kennen sich nicht und reden nur kurz miteinander. Eine ältere Dame läuft an mir vorbei und fragt, ob es nicht zu kalt sei, draußen zu sitzen. Ich sage, es sei schön, die Sonne sei richtig warm. Dann geht sie weiter.

Mitschrift »Auf dem Wochenmarkt«

Ich besuche den Wochenmarkt bei schönem Wetter. Es sind sehr viele Leute unterwegs, fast ausschließlich ältere Leute, der Großteil vermutlich im Ruhestand – sehr viele sind mit Rollator unterwegs. Auf dem Markt komme ich am Brotstand kurz mit zwei älteren Frauen ins Gespräch, da der Hund der Frau zittert und krank zu sein scheint. Ansonsten ist es schwierig, mit älteren Personen ins Gespräch zu kommen, da alle beschäftigt oder eher skeptisch sind, wenn ich im öffentlichen Raum ein Gespräch mit ihnen suche. Auf dem Markt treffe ich Frau Schick, die derzeit das Sozialraumtagebuch zu Hause hat. Sie sagt, dass das Ausfüllen sehr viel Arbeit sei, da sie jetzt erst merke, wie viel sie unterwegs sei. Wir reden kurz und sie erzählt mir, dass sie am Dienstag mit einer Freundin im Theater gewesen sei. Der Gemeinwesenarbeiter des Stadtteils hat am Wochenmarkt immer einen Stand mit Flyern aufgebaut. Ich rede mit ihm über den aktuellen Stand meiner Arbeit und meine Eindrücke aus dem Stadtteil. Auch Herr Grau kommt vorbei. Er füllt ebenfalls wie Frau Schick derzeit das Sozialraumtagebuch aus. Er hat die Einwegkamera in der Tasche, die ich ihm gemeinsam mit dem Sozialraumtagebuch gegeben habe, und zeigt sie stolz. Er

erzählt kurz von seiner Frau, vom Markt und fragt, wann ich Zeit hätte, mal gemeinsam mit ihm durch den Stadtteil zu gehen. Er scheint mir verschiedene Orte zeigen zu wollen. Als ich kommende Woche vorschlage, sagt er, dass seine Frau zwei Arzttermine habe und daher nächste Woche schlecht sei. Wir verbleiben, dass wir telefonieren und dann einen Termin ausmachen. Am Stand des Gemeinwesenarbeiters stellt auch der Bürgerverein seine Arbeit vor. Ich komme mit einer Frau, Mitte 50, ins Gespräch, die sich erst seit kurzer Zeit im Bürgerverein engagiert und sehr aktiv in der evangelischen Kirche ist. Sie erzählt von vielen Gruppen, die es im Stadtteil gebe und möchte mir mehr dazu erzählen. Sie geht mit mir gemeinsam zur evangelischen Kirchengemeinde, wo verschiedene Flyer ausliegen (Ausflüge, Kulturveranstaltungen etc.). Anschließend gehen wir in der katholischen Kirche vorbei, wo sie mich der zuständigen Dame im Pfarrbüro vorstellt und ich entsprechende Unterlagen der katholischen Kirche erhalte. Der Stand des Gemeinwesenarbeiters steht vor der Bäckerei. Dort sitzen die beiden Frauen, mit denen ich kurz über das Handy-video ins Gespräch gekommen bin. Sie scheinen sich nicht für den Stand und auch nicht für den Markt zu interessieren.

Die eineinhalbjährige Feldphase führte dazu, dass aufgrund des regelmäßigen Austauschs mit den Interviewten bei einigen Personen der Wunsch entstand, auch nach Beendigung der Forschungsphase den Kontakt aufrecht zu erhalten. Insbesondere für alleinlebende Interviewte bestand im Kontakt zur Forscherin zum einen die Möglichkeit des ungezwungenen Austauschs und zum anderen des *Gehörtwerdens* mit den eigenen Anliegen, Nöten und Wünschen. Hieran lassen sich zwei Aspekte verdeutlichen, die im Forschungsprozess zu reflektieren sind: Zum einen zeigt sich die Verantwortung, die mit der Durchführung einer solchen Forschung gegenüber den interviewten Personen entsteht, denn die geführten Interviews tragen nicht nur zu einem Erkenntnisgewinn für die Forscherin bei, sondern führen ebenso zu Reflexionsprozessen bei den Interviewten. Bourdieu (1998b) beschreibt dies folgendermaßen:

»Nicht selten hatten wir das Gefühl, daß die befragte Person die gebotene Gelegenheit ergriff, sich Fragen über sich selbst zu stellen und die Angebote und Aufforderungen, die in unseren Fragen und (stets offenen, vielfältigen und häufig auf ein schweigendes Warten reduzierten) Anregungen enthalten waren, für ein klärendes und aufdeckendes Abarbeiten, gewinnbringend und schmerhaft zugleich, zu nutzen.« (Ebd.: 792)

Diese Reflexionsprozesse entstanden in der vorliegenden Arbeit nicht nur aufgrund der Interviews, sondern zudem durch die verteilten Sozialraumtagebücher, die den Interviewten das eigene Mobilitätsverhalten vor Augen führte (siehe hierzu Kap. 4.2.2.1).

Zum anderen wurde aufgrund der langen Feldphase das von Breuer (2009) bezeichnete Phänomen des sogenannten »Doppelgängertums« (ebd.: 30) deutlich, welches beschrieben wird als »Eintauchen ins Feld, der einführenden Verbindung zu seinen Mitgliedern und deren Perspektiven einerseits sowie dem Heraustreten, dem Sich-Distanzieren davon, dem analytischen Blick darauf andererseits (vgl. Sutterlüty & Imbusch 2008)« (ebd.). In der vorliegenden Studie führte auch die Durchführung der Interviews in der eigenen Häuslichkeit der Interviewten sowie eine durch die interviewten Personen erlebte Gastfreundschaft zu einer emotionalen Verbindung, die im Forschungsprozess stetig zu reflektieren war.

Die skizzierte Feldphase ermöglichte nicht nur einen Überblick über die Aufenthaltsorte im Stadtteil, sondern ebenso durch informelle Gespräche die Sammlung weiterer Informationen zu den interviewten Personen. Die Anfertigung von Gesprächsnootizen war daher von besonderer Bedeutung. Im Sinne eines *Schneeballprinzips* konnten zudem weitere Ansprechpartner*innen in Erfahrung gebracht und das Feld auf diese Weise zirkulär erschlossen werden. Es war zudem möglich, erste Aufenthaltsorte verschiedener Personenkreise zu identifizieren: So bestand beispielsweise zwischen den in der Bäckerei angetroffenen Frauen und dem Gemeinwesenarbeiter kein Kontakt. Auch bestand kein Interesse am Markt, der eventuell als zu hochpreisig wahrgenommen wurde. Die Bäckerei konnte jedoch ebenso wie die Kneipe als zentraler Ort des informellen Austauschs identifiziert werden. Hier zeigte sich zudem, dass Orte von jeweils ausgewählten Milieus aufgesucht wurden, so dass diese identifizierten Orte der Vergemeinschaftung auch als wichtige Hinweise für das Sampling dienten, welches im Weiteren ausführlicher dargestellt wird.

4.1.2 Auswahl des Stadtteils und Samplebildung

Die Durchführung der empirischen Erhebung fand in einem ausgewählten Stadtteil einer Großstadt Nordrhein-Westfalens statt. Auf Grundlage der Sichtung der von der Stadt zur Verfügung gestellten sozialstatistischen Daten² fiel die Entscheidung aus zwei Gründen auf diesen Stadtteil: zum einen aufgrund des Kriteriums des hohen Anteils von Senior*innenhaushalten³ und zum anderen aufgrund eines relativ hohen Anteils geförderter Mietwohnungen sowie einem hohen Anteil arbeitssuchender Personen.⁴ In den Jahrzehnten nach der Gründung des Stadtteils fand ein Wandel der Sozialstruktur statt (siehe Kap. 1.2.2), so dass nicht nur dieser Stadtteil, sondern auch angrenzende Stadtteile seit Mitte der 1980er Jahre in eine *soziale Schieflage* geraten sind, was zu einer Etablierung von Institutionen der Sozialarbeit im Stadtteil führte, wie beispielsweise einen durch die Kommune finanzierten Sozialarbeiter, der dort Gemeinwesenarbeit betreibt. Der Stadtteil kann damit als »monofunktionales Quartier« (Klatt/Walter 2011: 166) bezeichnet werden: Ein Stadtteil, der als Sozialwohnungssiedlung konzipiert wurde, durch den Wandel der Sozialstruktur (Arbeitslosigkeit, Zuzug von Migrant*innen) jedoch im Laufe der Zeit komplexe Problemlagen entwickelte.

Dadurch etablierte sich ein breites Netzwerk an sozialen Einrichtungen, welches bis heute durch funktionierende und tragfähige Kooperationen geprägt ist. So öffnet sich beispielsweise die im Stadtteil ansässige stationäre Pflegeeinrichtung in den Stadtteil (z.B. für Veranstaltungen anderer Institutionen).

-
- 2 Eine Quellenangabe ist aufgrund von Anforderungen der Anonymisierung der Großstadt sowie des Stadtteils nicht möglich.
 - 3 Dazu zählen Ein- und Mehrpersonenhaushalte, in denen die jüngste Person mindestens 60 Jahre alt ist.
 - 4 Angelehnt wurde sich bei der Wahl von Kriterien zur Identifizierung eines Stadtteils an Klatt und Walter (2011): »Den ausgesuchten Quartieren ist gemein, dass sie als ›Problembezirke‹ gelten, also sowohl in baulicher, infrastruktureller, ökonomischer und sozialer Hinsicht Defizite aufweisen.« (Ebd.: 59)

Der Kontakt zum Gemeinwesenarbeiter ermöglichte einen Zugang zum Stadtteil, indem nicht nur Informationen zur Entwicklung des Stadtteils sowie aktuellen Herausforderungen vermittelt wurden, sondern auch eine regelmäßige Teilnahme an einem Arbeitskreis mit Senior*innen möglich war. Dieser kann damit als Gatekeeper verstanden werden, »der das Feld kennt, dort Vertrauen genießt« (Müller 2018: 62) und dieses auf die Forscherin übertragen hat. Der Arbeitskreis traf sich alle zwei Monate und bearbeitete verschiedene Themen, die zu einem guten Altwerden im Stadtteil beitragen sollten (z.B. durch die Planung einer Stadtteilzeitung). Dieser Arbeitskreis diente als erster Kontakt zu Senior*innen des Stadtteils. Vier Personen, darunter ein Ehepaar, konnten aus dieser Gruppe heraus interviewt werden. Im Rahmen einer größeren, vom Gemeinwesenarbeiter organisierten Veranstaltung für Senior*innen, an der ca. 20 Personen teilnahmen, konnte das Promotionsvorhaben vorgestellt und hierüber ebenfalls eine Interviewperson gewonnen werden. Zudem fand durch eine ältere Dame, die an der Veranstaltung teilnahm, eine Kontaktvermittlung zu einer selbstorganisierten Frauengruppe im Stadtteil statt. Hierdurch konnten ebenfalls zwei weitere Interviewpartnerinnen gewonnen werden.

Aufgrund des Engagements des alteingesessenen Bürgervereins im Stadtteil war es zudem wichtig, auch die Arbeit des Vereins durch eine*n Vertreter*in im Sample aufzunehmen, was durch eine Kontaktvermittlung der Vorsitzenden des Vereins ermöglicht wurde.

Neben dem Zugang über institutionelle Strukturen besuchte die Forscherin den Stadtteil in regelmäßigen Abständen (dazu gehörten insbesondere der Marktplatz und die kleine Fußgängerzone). Über eine Dauer von ca. eineinhalb Jahren konnten auf diesem Weg informelle Gespräche mit älteren Menschen im öffentlichen Raum (wie beispielsweise beim wöchentlich stattfindenden Markt) geführt und Treffpunkte ausgemacht werden, in Anlehnung an Robert E. Parks Methode des »nosing around« (Lindner 2007). Zu einem dieser Treffpunkte zählt auch die Kneipe, in der die Forscherin im Rahmen eines Männerstammtisches ebenfalls zwei Interviewpartner gewinnen konnte.

Aufgrund der Skepsis der Menschen bei einer Ansprache im öffentlichen Raum wurden zusätzlich Handzettel im Stadtteil verteilt (in Apotheken und Bäckereien), auf denen das Promotionsvorhaben vorgestellt wurde. Diese Handzettel dienten auch bei der öffentlichen Vorstellung der Studie im Stadtteil dazu, den Anwesenden die Kontaktdata der Forscherin mitgeben zu können. Auf dem Zettel wurde der*die Leser*in mit kurzen Fragen direkt angesprochen:

»Wie verbringen Sie Ihre Freizeit in [Name des Stadtteils]? Zu wem gehen Sie, wenn Sie Hilfe brauchen? Welche Angebote gibt es in [Name des Stadtteils]? Wie stellen Sie sich eine gute Nachbarschaft vor? Mich interessieren Ihre Erfahrungen!«

Bei der Entwicklung des Handzettels wurde der Begriff des bürgerschaftlichen Engagements vermieden (und auch in den Interviews nicht verwendet). Es sollte nicht das Gefühl beim Lesenden vermittelt werden, zu diesen Fragen nichts beitragen zu können, so dass die Formulierung bewusst niedrigschwellig gewählt wurde.⁵

5 Auch Klatt und Walter (2011) arbeiteten in ihrer Studie nicht mit dem Engagementbegriff.

Tabelle 2: Übersicht über die Stichprobe der interviewten Personen

Pseudonym	Alter	Letzte berufliche Tätigkeit	Wohndauer im Stadtteil	Kontaktaufnahme
Herr Albert	76 Jahre	Industriekaufmann bei der Bundeswehr	40 Jahre	Kneipe
Frau Christian	75 Jahre	Versicherungskauffrau	46 Jahre	Ansprache nach öffentlicher Vorstellung des Promotionsvorhabens
Frau Decker	62 Jahre	Krankenschwester	10 Jahre	Ansprache nach öffentlicher Vorstellung des Promotionsvorhabens
Frau Emil	75 Jahre	Hausfrau	47 Jahre	Ansprache nach öffentlicher Vorstellung des Promotionsvorhabens
Herr Grau	77 Jahre	Berufssoldat	41 Jahre	Arbeitskreis im Stadtteil
Frau Jakob	78 Jahre	Hausfrau	49 Jahre	Ansprache nach öffentlicher Vorstellung des Promotionsvorhabens
Herr Laue	65 Jahre	IT-Fachmann	20 Jahre	Arbeitskreis im Stadtteil
Herr Nelles	68 Jahre	Paketzusteller	43 Jahre	Kneipe
Frau Schick	75 Jahre	Sekretärin	48 Jahre	Arbeitskreis im Stadtteil
Frau Werner	76 Jahre	Sekretärin	35 Jahre	Bürgerverein

Bei der Auswahl der Interviewpersonen wurden somit gezielt unterschiedliche Wege der Kontaktaufnahme gewählt und neben institutionellen Settings ebenfalls Kontakte durch Gespräche im öffentlichen Raum oder der Kneipe des Stadtteils geknüpft. Aufgrund dieser langen Forschungsphase begann die Auswertung der ersten Interviews zeitlich parallel zu der Erhebung weiterer Daten, im Sinne des theoretical sampling (Lamnek/Krell 2016). Aufgrund der langen Feldphase wurden neben den ausgewerteten zehn Interviews viele weitere Kontakte geknüpft und auch von mehreren Personen die Sozialraumtagebücher ausgefüllt, diese aber nicht alle anschließend interviewt. Ausschlaggebend für ein anschließendes Interview waren insbesondere die im Sozialraumtagebuch zu erkennenden Netzwerke und Hilfeleistungen.⁶

6 Die verschiedenen Wege der Kontaktaufnahme zu den Interviewten waren nicht immer erfolgreich: Über den Kontakt zu einem ambulanten Pflegedienst war auch geplant, ältere Menschen in der eigenen Häuslichkeit zu erreichen und damit den Zugang nicht nur über den öffentlichen Raum zu wählen. Dies stellte sich jedoch als schwierig dar, da beispielsweise ein Wohnortwechsel oder ein sich verschlechternder Gesundheitszustand langfristigen Kontakt erschweren.

Um nicht zwei Generationen im Sample zu haben und damit eventuell Generationeneffekte zu produzieren, wurde die Altersgruppe beschränkt auf 65- bis 75-jährige Bürger*innen eines Stadtteils.⁷ Mit der Erkenntnis, dass das kalendarische Alter nicht als alleiniges Kriterium ausschlaggebend sein kann, wurden auch Personen ins Sample aufgenommen, die zwei oder drei Jahre älter oder jünger waren.

Insgesamt lagen am Ende des Forschungsprozesses 13 Sozialraumtagebücher vor sowie eine selbstverfasste schriftliche Form eines Tagesablaufes. Davon wurden 11 Personen interviewt und 10 Interviews ausgewertet. Eine Übersicht zu den interviewten Personen, die abschließend in die Auswertung aufgenommen wurden, findet sich in Tabelle 2.

An die Darstellung des Forschungszugangs über einen ausgewählten Stadtteil und das Sampling schließen im Weiteren die methodologischen Ausführungen zur Habitushermeneutik und die Vorstellung der Erhebungsmethoden an.

4.2 Methodologische und methodische Anlage der Studie

Die methodologische Anlage der Studie knüpft an die von der Enquete-Kommission (2002a) formulierte Erkenntnis an, dass das Engagement älterer Menschen »weniger mit dem Lebensabschnitt Alter, sondern mehr mit der Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen und kulturellen Milieu [...] zu tun« (ebd.: 101) hat. Dies wird in der empirischen Anlage der vorliegenden Arbeit durch die im skizzierten Habituskonzept (siehe Kap. 3.1) angelegte Verbindung zwischen Engagementtätigkeiten älterer Menschen und den habitusspezifischen Dispositionen aufgegriffen. Die empirische Erhebung geht davon aus, dass der Habitus »als handlungsorganisierendes Prinzip (›modus operandi‹) [...] in den Praktiken eines Akteurs (›opus operatum‹) eine bestimmte Handschrift [hinterlässt]« (Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 200, Erg. d. Verf.), und diese Handschrift somit auch in den Praktiken des Engagements wiederzufinden ist. In diesem Sinne ist das Lesen der »Handschrift« als spezifische Deutungsarbeit der sozialen Praxis zu verstehen und kann nicht etwa auf Grundlage der sozialen Position oder der vorhandenen Kapitalien der Individuen vorgenommen werden. In der vorliegenden Arbeit findet sich die soziale Praxis in den Erzählungen der themenzentrierten Interviews sowie den strukturierten Sozialraumtagebüchern wieder, welche die empirische Materialgrundlage bieten. Anhand dieses Materials wurde der Habitus, verstanden als ein Bündel von manifesten sowie latenten Vorstellungen, entschlüsselt. Es wird davon ausgegangen, dass sich im Material Hinweise auf Beweggründe für Engagement finden lassen, die den Interviewten nicht bewusst sind, und somit diese latenten Inhalte ebenfalls in Erfahrung gebracht werden. Daher wurde auf ein hermeneutisches Verfahren zurückgegriffen.

⁷ Da in der Gerontologie der Eintritt in die nachberufliche Lebensphase als signifikanter Umbruch bezeichnet wird, wurden Personen ab dem 65. Lebensjahr interviewt. Nicht nur aufgrund des Generationeneffekts, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass ab dem 75. Lebensjahr ein Absinken des ausgeführten Engagements festzustellen ist (Schroeter 2006b: 10), wurde die Obergrenze auf das 75. Lebensjahr festgelegt.

Im Folgenden wird zunächst eine Einführung in die Methodologie der Habitushermeneutik gegeben und der sich daraus ergebende Zugang zu Engagement dargestellt, um hieran anschließend ausführlicher auf die Erhebungs- und Auswertungsmethoden einzugehen (Sozialraumtagbücher, themenzentrierte Interviews sowie die Habitushermeneutik als Auswertungsmethode).

4.2.1 Habitushermeneutik als »verstehender« Zugang zur Alltagswelt

Der Begriff der Hermeneutik weist darauf hin, »dass die Dinge nicht für sich sprechen, sondern ausgelegt werden müssen« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 157). Im Hinblick auf den Habitus bezieht sich diese Auslegungs- und Deutungsarbeit auf die den Akteur*innen verinnerlichten Klassifikationsprinzipien, die ihnen eine Orientierung in der sozialen Welt ermöglichen (ebd.: 157) und besonders prägend am Ursprung und Ort ihrer Entstehung waren, indem sie über die gesamte Lebensspanne ergänzt, bestätigt und teils auch verändert wurden. Von zentraler Bedeutung für diese Deutungsarbeit ist die von Bourdieu aufgemachte Differenzierung einer »primären Sinnsschicht« von einer »sekundären Sinnsschicht« (Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 97–98): Dabei steht die primäre Sinnsschicht für die direkte und zugängliche Ebene der Erfahrungen, die damit offensichtlich erscheint, während sich in der sekundären Sinnsschicht zum einen die hinter den explizit geäußerten Aussagen latente Inhalte finden lassen und diese zum anderen »die Wirksamkeit latenter gesellschaftlicher Strukturen verbirgt« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 157). Daher bringt erst die Einbindung dieser sekundären Sinnsschicht ein umfassendes Verständnis für den sozialen Sinn hervor, den die Handlungen der Akteur*innen beinhalten: »Erst im Lichte einer höheren Schicht [...] gewinnt die untere Schicht ihre volle Bedeutung.« (Bourdieu 1970: 129, zit.n. Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 203) Dahinter steht die Annahme, dass »die Handelnden nie ganz genau wissen, was sie tun« (Bourdieu 1987: 127, zit.n. Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 207), also dass »ihr Tun mehr Sinn hat, als sie selber wissen« (ebd.). Anspruch der forschenden Tätigkeit ist daher, diesen verborgenen Sinn freizulegen und dafür auf ein sozialwissenschaftliches Deuten und Verstehen zurückzugreifen, welches durch eine besondere Haltung hinsichtlich des Umgangs mit dem empirisch gewonnenen Material gekennzeichnet ist. Dafür bedeutsam ist die spezifische Situation, in der der*die Forschende sich befindet. Im Gegensatz zum Alltagsgeschehen kann wissenschaftliches Verstehen ohne Zeit- und Handlungsdruck erfolgen (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a). In Abgrenzung zu den sozialen Akteur*innen liegt somit eine Distanz zu den alltäglichen Interaktionen vor. Der hier gewählte forschende Zugang hinterfragt mit einem Abstand diese Alltagspraxis hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen, was zu einer zusätzlichen Ebene der Erkenntnis führt (ebd.).

Bezogen auf die Analyse empirischen Materials fordert Bourdieu einen »doppelten Bruch« (Bourdieu 1987: 49–53), der zum einen dafür steht, die Perspektive der Akteur*innen zu rekonstruieren und zum anderen parallel dazu (eigene) Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 158), denn es reiche nicht aus, die subjektive Sicht der Interviewten wiederzugeben, da diese immer auch aufgrund ihrer Position und Eingebundenheit verzerrt ist. Umso wichtiger ist es, in der Analyse diese subjektiven Perspektiven mit den »gesellschaftlichen Bedingungen ihrer

Genese in Beziehung« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 158) zu setzen. Zum anderen beschreibt Bourdieu mit dem doppelten Bruch, dass die Forschenden selbst ihre eigenen Wahrnehmungskriterien kritisch reflektieren müssen: »Sie müssen Distanz herstellen zu einer sozialen Welt, der sie selbst angehören.« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 158) Der zweite Bruch besteht folglich darin, mit der Illusion zu brechen, mit Hilfe von wissenschaftlichem Vorgehen eine Objektivität herstellen zu können, von Bourdieu auch als »Objektivierung des Objektivierens« (Bourdieu et al. 1991) bezeichnet.

Für die vorliegende Arbeit war es daher von Bedeutung, die Beeinflussung des eigenen Standortes beispielsweise durch die Auswahl der Forschungsfragen und der Methodik zu reflektieren, von Bourdieu als »epistemologische Wachsamkeit« (Bourdieu et al. 1991: 85, zit.n. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 158) bezeichnet. Diese Reflexionsprozesse ermöglichen es, die Interviewten nicht mit defizitären Kriterien zu belegen, beispielsweise als unkritisch oder unpolitisch (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 159), und in der vorliegenden Arbeit etwa als nicht engagiert zu bezeichnen. Das Einnehmen des Standorts der Befragten sowie der daraus verstehende Zugang zu den Handlungen und dem Sinn bezeichnet Bourdieu (1997b) auch als »geistige Übung« (ebd.: 785), durch die jeweils der Standort der Befragten eingenommen werden soll und aus der heraus die Handlungen jeweils Sinn ergeben.

Diese von Bourdieu beschriebene »geistige Übung« ist für die in der Arbeit beleuchtete Engagementdebatte von besonderer Bedeutung, denn wie einführend dargestellt unterliegt der Engagementdiskurs deutlichen Vorannahmen und Grenzziehungen (siehe unter anderem Kap. 1.1.1 und Kap. 1.1.2). In der vorliegenden Arbeit hingegen steht der subjektive Sinn im Fokus, und damit verbunden die Frage, wie aus der Lebenswelt heraus ein Engagement in der nachberuflichen Lebensphase gewählt wird. Die im Wissenschaftsdiskurs aufgemachten Definitionen und Eingrenzungen erscheinen hierfür eher hinderlich in der Wahrnehmung der Alltagswelt, weil sie kaum Offenheit hinsichtlich der Eigenlogik der Individuen zulassen. Vielmehr geht es darum, diesen die Möglichkeit zu bieten,

»ihre eigene Sichtweise von sich selbst und der Welt zu konstruieren, und jenen Punkt innerhalb dieser Welt festzulegen, von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zuallererst für sie selbst« (Bourdieu 1998b, zit.n. Barlösius 2011: 138).

Gelingt es, Engagement als eine soziale Praxis zu verstehen, die für jede* Einzelne*n einen Sinn ergibt, sind die genannten Kriterien und Dimensionen zur Erfassung von Engagement zunächst zweitrangig. An erster Stelle stand daher im Forschungssetting, die Menschen selbst zu Wort kommen zu lassen, sie im Rahmen von Interviews ihre Perspektive und ihre Sicht auf die Welt entfalten zu lassen. Dabei war es von besonderer Bedeutung, durchgehend aufmerksam zu bleiben und bei Schilderungen der Alltagspraxis nicht davon auszugehen, »man habe das alles bereits gesehen und gehört« (Bourdieu 1998b: 788). Mit dieser Haltung wurde den Interviewten signalisiert, dass sie mit ihrer Lebensgeschichte im Zentrum stehen und sie damit die Möglichkeit hatten, selbst Schwerpunkte und thematische Anliegen zu formulieren. Diese Haltung des zugewandten aktiven Einlassens auf die Lebenswelt zeigte sich auch darin, nicht von Beginn an auf das zentrale Thema der Arbeit, das Engagement, abzuheben, son-

dern den interviewten Personen Raum für ihre Erzählungen zum Leben im Stadtteil zu geben und damit verbunden nicht in eine Frage-Antwort-Situation zu verfallen.

Im Weiteren wird die konkrete Umsetzung des Forschungsprozesses anhand der Erhebungsmethoden sowie der Habitushermeneutik als Auswertungsmethode vorgestellt.

4.2.2 Erhebungs- und Auswertungsmethoden

Die vorliegende Arbeit richtet den Blick gezielt auf sozialräumliches Engagement, da im Alter der soziale Nahraum grundsätzlich an Bedeutung gewinnt und für sozial- und bildungsbeneigte Ältere nochmals in zunehmendem Maße (siehe Kap. 2.2.5). Um zum Zeitpunkt der Durchführung der Interviews bereits Hinweise auf zum einen Alltagsroutinen und zum anderen Gesellungsorte im Stadtteil zu erhalten, wurde vorab mit strukturierten Sozialraumtagbüchern (Bleck et al. 2011) gearbeitet.

4.2.2.1 Strukturierte Sozialraumtagbücher

Nicht nur aufgrund eines sozialräumlichen Zugangs über einen exemplarisch ausgewählten Stadtteil, sondern auch aufgrund des Engagementverständnisses, welches Vergemeinschaftungsformen als Ausgangspunkt für Engagement nimmt, wurde eine Methode ausgewählt, die die Identifizierung von Gesellungsarten im Stadtteil ermöglichte. Hiermit konnte nicht nur in Erfahrung gebracht werden, ob und wie Hilfe beispielsweise in der Nachbarschaft übernommen wurde, sondern zudem auch die für das zugrundeliegende Engagementverständnis bedeutsamen Gesellungsstile und -orte (vgl. Vester et al. 2001) entschlüsselt werden. Um diese milieuspezifischen Kohäsionsmuster zu identifizieren, wurde als Alternative zu Geilings Studie (2000) in Hannover Vahrenheide, in der eine »systematische Bestandsaufnahme lokaler Orte der Geselligkeit sowie der alltäglichen Lebensabläufe mit Hilfe von Quartiersbegehung, Dokumentationen« (ebd.: 22) vorgenommen wurde, auf die Methode der strukturierten Sozialraumtagbücher (Bleck et al. 2013) zurückgegriffen. Diese Methode wurde im gerontologischen Kontext von einem Forschungsteam der Fachhochschule Düsseldorf weiterentwickelt und dient zur Erfassung von Bewegungs- und Nutzungsräumen der Senior*innen in ihrem Wohnquartier.⁸ In der vorliegenden Studie diente die Methode weniger zur Entschlüsselung der Infrastruktur und Mobilität, sondern vielmehr zur Identifizierung von Treffpunkten und Orten der Vergemeinschaftung. Daher wurden die Kategorien (Anlass, Ort/Ziel, Kontakte, Eindrücke, genutzte Verkehrsmittel) entsprechend angepasst und sich zudem zum besseren Verständnis dazu entschieden, die Kategorien als Fragen zu formulieren und nicht in kurzen Überschriften wie »Anlass«, »Zeitrahmen« etc. (siehe für einen Auszug aus der Tagebuchvorlage, Abb. 10).

Über vierzehn Tage wurden die Senior*innen gebeten, alle Aktivitäten dort einzutragen, sobald sie die Wohnung/das Haus verlassen. Der von Bleck et al. (2013) als

8 Die Entwicklung der strukturierten Sozialraumtagbücher wurde angelehnt an die Sozialraumtagbücher (May/Aisch 2013) und die vorstrukturierten Tagebücher (Saup 1993).

bedeutsam angesehene anschließende Austausch zu den ausgefüllten Sozialraumtagebüchern mit den Senior*innen wurde auch in der vorliegenden Studie berücksichtigt, indem nach dem Ausfüllen der Tagebücher immer ein Gesprächstermin vereinbart wurde. Deutlich wurde, dass Reflexionsprozesse zur eigenen Aktivität und Mobilität in Gang gesetzt wurden, denn teilweise wurden Gründe angeführt, warum der Stadtteil kaum verlassen wurde (Hinweise auf körperliche Beeinträchtigungen wie Knieprobleme oder den Hinweis, als Alleinstehende keine kulturellen Veranstaltungen in der Innenstadt zu besuchen), was den Eindruck einer Rechtfertigung gegenüber der Forscherin erweckte. Deutlich wird an diesen Äußerungen, dass das Ausfüllen des Tagesbuchs zu Reflexionen der Interviewpersonen hinsichtlich der Tagesgestaltung führt und für diese Anstöße entsprechend ein Reflexionsrahmen bereitgestellt werden sollte.

Abbildung 10: Auszug aus der Vorlage des Sozialraumtagebuchs

Tag	Datum:	Besonderheiten des Tages:			
Warum habe ich die Wohnung verlassen?	Wann habe ich die Wohnung verlassen? Wann bin ich zurückgekehrt?	Wo bin ich hingegangen/ hingefahren?	Mit wem habe ich mich getroffen/ hatte ich Kontakt?	Was habe ich dort gemacht?	Was waren meine Eindrücke?

Die Personen erhielten neben der Vorlage des Tagesbuchs, in dem die genannten Kategorien tabellarisch aufgelistet sind, eine Einwegkamera. Damit konnten die aufgesuchten Orte und der Weg dorthin festgehalten werden. Diese Kamera wurde jedoch nur von einer Person genutzt. Aufgrund der Rückmeldungen der Senior*innen lässt sich vermuten, dass die zurückgelegten Wege und Aufenthaltsorte nicht als spannend genug wahrgenommen wurden, als dass sie eine Fotografie wert seien.

Auf Grundlage der Ergebnisse der Sozialraumtagebücher konnten erste Hinweise auf Treffpunkte, häufig aufgesuchte Orte und Orte der Geselligkeit identifiziert werden (beispielsweise Kirchenbesuche, Kneipenbesuche oder Treffpunkte im Stadtteil, wo ein regelmäßiger Austausch im öffentlichen Raum stattfindet). Anhand der Ergebnisse der Sozialraumtagebücher wurde zudem erkennbar, ob sich die Senior*innen vermehrt in familialen Kontexten, in freundschaftlichen und/oder nachbarschaftlichen Netzwerken bewegten.

Mit Hilfe des Sozialraumtagesbuches war somit die Identifizierung sogenannter »Gesellungspraktiken« (Vester et al. 2001: 549) möglich, indem Häufigkeiten und Reichweite bestimmter geselliger und sozialer Aktivitäten festgehalten wurden. Grundeinstellungen zum Umgang mit Familie, Freund*innen und Bekannten, von Vester et al. als Gesellungsstile bezeichnet (Vester et al. 2001: 548f), konnten jedoch umfassend erst durch das anschließende themenzentrierte Interview mit den Senior*innen beleuchtet werden. Die Informationen aus dem Sozialraumtagebuch dienten daher insbesondere zur Vorbereitung der anschließenden Interviews, so dass die Sachebene im Fokus stand.

und eine inhaltsanalytische Auswertung vorgenommen wurde. Der Gesprächsleitfaden wurde vor jedem Interview auf Grundlage der Nachbesprechung zum Sozialraumtagebuch entsprechend angepasst und überarbeitet.

4.2.2.2 Themenzentrierte Interviews

Zur Beantwortung der Forschungsfragen (siehe Kap. 1.2.1) wurden leitfadengestützte themenzentrierte Interviews⁹ (Lamnek/Krell 2016) geführt, die die Engagementerfahrungen der Befragten in den Blick nahmen und damit den Kern der empirischen Studie darstellen. Die Methode des themenzentrierten Interviews, in Anlehnung an das von Leithäuser und Volmberg entwickelte Verfahren der themenzentrierten Gruppendiskussion (Schorn 2000), geht nicht von einem*r neutralen Interviewer*in aus, sondern beschreibt vielmehr den Versuch einer Annäherung an die alltägliche Kommunikation. Diese Annahme scheint für die vorliegende Studie anschlussfähig an Bourdieus Ausführungen zum »soziologischen Beruf« (Bourdieu 1998b: 780), in der die »reflexive Reflexivität« (ebd.) betont wird, die es erlaubt »die Effekte der gesellschaftlichen Struktur, innerhalb derer sich dieses Interview vollzieht, wahrzunehmen und zu kontrollieren« (ebd.). Denn Bourdieu geht davon aus, dass es der*die Interviewer*in ist, »der [*die] das Spiel beginnt und die Spielregeln bestimmt« (ebd.: 781, Erg. d. Verf.). Diese von Bourdieu skizzierte Gefahr der Ausübung symbolischer Gewalt in der Interviewsituation gilt es zu reflektieren, »denn bereits in der Struktur der Befragungsbeziehung an sich sind alle möglichen Verzerrungen angelegt« (ebd.: 780).

Bei der Ansprache der interviewten Personen war es zudem von Bedeutung, nicht den Begriff des »Interviews« zu verwenden, sondern das Anliegen zu formulieren, ein »Gespräch« zu führen. Der Begriff des Interviews impliziert bei vielen Personen wenig narrative Anteile (Breuer et al. 2010: 63), so dass durch den Begriff des Gesprächs stärker ein dialogartiger Austausch beschrieben wird. Die Herausforderung in der Interviewdurchführung lag aufgrund der Thematik der Studie insbesondere darin, nicht nur über ausgeübtes bürgerschaftliches Engagement, sondern auch über *kleine Hilfeleistungen* im Alltag, die oft keiner Rede wert sind, ins Gespräch zu kommen. Aus diesem Grund wurde bereits bei der Anfrage nach einem Gespräch sowie auch in dem vor dem Interview erläuterten Thema des Gesprächs nicht mit dem Begriff »Engagement« gearbeitet. Hierbei hätte die Gefahr bestanden, dass die Interviewten frühzeitig den Eindruck erhielten, keinen Beitrag für die Studie leisten zu können. Daher wurden vielmehr im Interview die Erfahrungen des Zusammenlebens im Stadtteil sowie vorhandene Kontakte und Netzwerke in Familie, Freundschaften und Nachbarschaften thematisiert. Diese Bereiche wurden nicht alle systematisch im Interview besprochen, sondern insbesondere die Netzwerke thematisiert, in denen sich die Person schwerpunktmäßig bewegte (auf Grundlage der Kenntnisse aus den Sozialraumtagebüchern). Damit wurden auch niedrigschwellige Hilfs- und Unterstützungsstrukturen sichtbar.

9 Da nicht die Entwicklung des Engagements über den Lebensverlauf im Fokus der Erhebung stand, sondern das aktuelle Engagement, wurden keine lebensgeschichtlichen Interviews geführt. In den Interviews wurden jedoch biografische Passagen aufgenommen, die für die Entschlüsselung des Habitus aus dem Interviewmaterial von Bedeutung sind.

Diese Tätigkeiten, die so häufig unsichtbar bleiben und als Selbstverständlichkeit im Zusammenleben gelten, sollten damit Raum bekommen und gleichzeitig damit auch den Menschen die Möglichkeit der Sichtbarkeit zugesprochen werden, »deren Erfahrungen weder im politischen Diskurs noch durch standardisierte Sozialforschung ausreichend repräsentiert sind« (Neckel 1997: 81).

Im Rahmen der Auswertung der Interviews stand die Herausarbeitung des Habitus im Fokus und damit die Verdeutlichung, wie sich der Habitus im gewählten Engagement niederschlägt. Dementsprechend wurden in Anlehnung an Studien aus der Habitus- und Milieuforschung (u.a. Bremer et al. 2015; Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013b) auch entsprechende Fragen in den Leitfaden aufgenommen, die die Entschlüsselung des Habitus ermöglichen. Es wird zwar davon ausgegangen, dass in der Beschreibung einer Alltagspraxis immer die Entschlüsselung der Klassifikationsschemata des Habitus möglich ist, zudem jedoch durch gewisse *Standardfragen* an jede*n Interviewte*n zusätzliche hilfreiche Informationen gewonnen werden können: Dazu gehört beispielsweise neben der Einstiegsfrage nach einem typischen Tagesablauf auch die abschließende Frage, was der Interviewperson wichtig im Leben sei oder aber auch biografische Elemente, wie beispielsweise die Frage nach Mitgliedschaft in Vereinen in der Jugendzeit oder dem Engagement der Eltern.

Hinsichtlich des Ortes sowie der Zeit der Durchführung der Interviews orientierte sich die Forscherin an den Wünschen der Interviewten. Der Großteil der interviewten Personen lud die Forscherin zu sich nach Hause ein. Zwei Interviews fanden aber auch in der Altenpflegeeinrichtung des Stadtteils statt, da sich dort der Arbeitskreis traf und der Ort der Interviewerin sowie den Interviewten bekannt war. Zwei weitere Interviews wurden zudem in der Kneipe im Stadtteil geführt, in der auch der Kontakt zustande kam. Die Dauer der Interviews lag zwischen 30 Minuten und zweieinhalb Stunden.

Nach Einwilligung der Interviewten wurden die Interviews aufgenommen und anschließend transkribiert. Dabei wurde auf eine möglichst wortgetreue Transkription geachtet und auch Besonderheiten des Sprechens, wie Betonungen oder längere Pausen berücksichtigt, um eine habitushermeneutische Auswertung zu ermöglichen. Dialekte wurden sprachlich geglättet. Zudem wurden die wichtigsten Sozialstrukturdaten in einem nach dem Interview ausgeteilten Fragebogen eingeholt.

4.2.2.3 Habitushermeneutik als Auswertungsmethode

Bourdieu selbst hat keine konkrete Methode entwickelt, mit deren Hilfe der Habitus aus empirisch gewonnenem Material identifiziert werden kann (Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 203), so dass seit den 1990er Jahren auf Grundlage von Bourdieus wissenschaftstheoretischen Positionen die Hannoveraner Forschungsgruppe um Vester et al. die Habitushermeneutik entwickelte (Bremer/Teiwes-Kügler 2013; Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a). Die Habitushermeneutik ist ein »Verfahren zur Analyse gesellschaftlicher Gruppen sowie auch von Lebens- und Sichtweisen einzelner Personen« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 149) und kann insofern als »Konstruktionsarbeit« (ebd.: 171) verstanden werden, als dass Handlungen oder auch der Umgang mit Konflikten »vorreflexiv« (Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 203) geschehen und damit aus Erzählungen im Rahmen von Interviews die Muster der Alltagspraxis nur indirekt erschlossen werden

können (ebd.). Als Methode der typenbildenden Mentalitäts- und Milieuanalyse ist das Ziel der Auswertung die Entschlüsselung der Struktur sozialen Handelns und die Identifizierung von habitusspezifischen Deutungsmustern im Rahmen des ausgeübten Engagements. Mit Hilfe der Auswertung sollen die manifesten sowie die latenten Sinngehalte identifiziert werden und diese miteinander in Beziehung gesetzt werden (im Sinne der bereits genannten primären und sekundären Sinnsschicht Bourdieus, siehe Kap. 4.2.1). Die Auswertung orientierte sich an einem mehrstufigen Verfahren (vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a; Bremer/Teiwes-Kügler 2010). Auf Grundlage der transkribierten Interviews wurde zunächst (1) eine jeweilige Rekonstruktion der subjektiven Perspektive der interviewten Person vorgenommen, indem nicht nur einzelne Praxisformen in den Blick genommen wurden, sondern ein umfassendes Bild und damit ein Gesamtkonstrukt des Falls geschaffen wurde (Bremer/Teiwes-Kügler 2010). Dafür wurden umfangreiche Fallanalysen angefertigt. In einem anschließenden Schritt ging es (2) um die Einbeziehung der Kontextbedingungen und der vorhandenen Möglichkeiten, die zum Erwerb bestimmter Handlungsweisen geführt haben (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a). Anliegen war es daher, »die habitustypische Verzerrung dieser Perspektive offenzulegen, die subjektive Konstruktion der Befragten also zu interpretieren und einzuordnen« (Bremer 2001: 54) (in Kap. 4.2.1 beschrieben als zweite Sinnsschicht). Um diesen Schritt durchführen zu können und auch eine Auswertung in Richtung einer Habitusanalyse zu ermöglichen, wurde dafür auf analytische Elementarkategorien zurückgegriffen, die sich in zahlreichen Forschungskontexten relevant gezeigt haben (siehe Abb. 11).

Diese Kategorien orientieren sich an den sozialen »Teilungs- und Gliederungsprinzipien« der Akteur*innen, die nicht bewusst wahrgenommen werden, jedoch die Gesellschaft durchziehen: Mann-Frau, Alte-Junge, Stadt-Land, Herrschende-Beherrschte etc. (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2010). Entwickelt wurden die Elementarkategorien aus Bourdieus theoretischen Ausführungen sowie aus dem empirischen Material diverser Studien, so dass es sich dabei »um abstrahierende und teilweise auch um idealtypisch gebildete Begriffe« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 161) handelt, die als unterstützendes Instrument im Auswertungsprozess hinzugezogen, aber nicht schematisch an das Material angelegt wurden. Sie konnten dabei helfen, vertikale und horizontale Differenzierungen im Sozialraum vorzunehmen.

Diese gesellschaftlichen Verhältnisse, die soziale Ordnung, ist den Individuen nicht nur äußerlich, sondern sie »lernen, mit und in den gesellschaftlichen Teilungen zu denken und zu handeln« (ebd.: 252). Dabei bilden die Gegensatzpaare (hierarchisch – egalitär, individuell – gemeinschaftlich etc.) jeweils einen Zug des Habitus, also ein Denk- und Handlungsmuster, das in der sozialen Praxis erkennbar werden kann (ebd.). Angelehnt an die Typenbildung Adornos et al. (1973) wird damit ein Typus des Habitus verstanden als »Ensemble verschiedener Züge, die zusammen gehören und eine spezifische Figur, oder anders gesagt, einen spezifischen Sinnzusammenhang bilden« (ebd.). Die Gegensatzpaare sind dabei jeweils an Extreme angelehnt, die so kaum in der Realität vorkommen, sondern häufiger eine Tendenz zu einem der beiden Pole festzustellen ist. Zudem sind die Züge in der jeweiligen Verbindung mit den anderen Zügen zu verstehen, so dass unterschiedliche Zusammensetzungen zu finden sein können. Ferner sind die jeweiligen Züge nur vor dem Hintergrund des Zusammenhangs von Feld und

Habitus zu deuten, denn so können hinter den jeweiligen Polen (Askese, Individualität etc.) unterschiedliche Praxisformen stehen, je nach Milieu, in dem sie sich finden lassen. Der Auswertungsprozess kann daher als »hermeneutische Spirale« (ebd.: 163) bezeichnet werden, indem vom Material über den Rückgriff auf die Kategorien wieder zum Material zurückgekehrt wird, um so den Fall in sich schlüssig und stimmig darzustellen und Äußerungen in einen Zusammenhang zu bringen. Daraus ergab sich dann eine Struktur, die als Ensemble verschiedener Habituszüge verstanden werden kann.

Abbildung 11: Analytische Elementarkategorien zur Habitus-Hermeneutik

(heuristische Synopse aus den Projekten „Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel“, „Kirche und Milieu“, „Studierendenmilieus in den Sozialwissenschaften“)

asketisch methodisch; planend; Pflicht; (Trieb-) Verzicht steht vor Lust und Genuss; Selbstbeherrschung;	hedonistisch spontan; ungeplant; ungeregelt; lustbetont; Spaß; Lust und Genuss statt Pflicht und Verzicht; Erlebnisorientierung;
ideel spirituell; metaphysisch; Neigung zur Abstrahierung von der dinglichen Realität; vergeistigt; intellektuell; idealistisch; Betonen des Anspruchs auf ‚Authentizität‘;	materiell körperbetont; ‚weiblich‘; praktisch; Orientierung am konkret Fassbaren; verdinglicht; realistisch; Pragmatismus; Orientierung an Machbarkeit und Notwendigkeit;
hierarchisch autoritätsorientiert bis autoritär; Statusdenken; positive Bewertung von Ordnung und Unterordnung; häufig: Ressentiments;	egalitär partnerschaftlich; demokratisch; gleichberechtigt; Anspruch auf Partizipation und Mitgestaltung; integrativ; „leben und leben lassen“;
individuell Vorrang des Selbst vor der Gemeinschaft; Autonomie; Anspruch auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung (jeder ist für sich selbst verantwortlich); häufig Streben nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung; Neigung zu Egozentrik; abgrenzen von der ‚Masse‘; Betonung von ‚Einzigartigkeit‘ und Unkonventionalität;	gemeinschaftlich Gemeinschaft steht vor individuellen Ansprüchen; Rücksichtnahme auf Konventionen; Bereitschaft zu Kompromissen; teilweise Anpassung und Konformismus; Geselligkeit, Sicherheit und Geborgenheit; bisweilen Anlehnung an bzw. Entlastung durch die Gemeinschaft;
ästhetisch Form steht vor Inhalt; Vorrang der Ästhetik vor Funktionalität; Distanzierung von unmittelbaren und direkten Ausdrucksformen; Stilisierung von Praktiken; Betonung des ‚Schönen‘ und Stilvollen gegenüber Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit; Feingeschmack;	funktional Inhalt ist wichtiger als Form; Orientierung an Funktionalität; Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit stehen im Vordergrund; unmittelbare und direkte Ausdrucksformen herrschen vor; Notwendigkeits- oder Grobgeschmack;
aufstiegsorientiert Streben nach ‚Höherem‘; karriere- und Statusorientierung; konkurrenzorientiert, z.T. kalkülbesetztes Verhalten und Ellenbogenmentalität; z.T. Auf- bzw. Abstiegsängste;	sicherheitsorientiert „Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach“; realistischer Sinn für die eigenen Grenzen; geringe Risikobereitschaft; Festhalten an Vertrautem und Gewohntem; „Jeder sollte an seinem Platz bleiben und das Beste daraus machen“;
Herrschaft Machtansprüche; Dominanz; sozialer Blick von oben nach unten; z.T. karitativ; z.T. offen ausgrenzend und elitär; symbolische Formen der Herrschaft über hochkulturelle Muster;	Ohnmacht Fatalismus; sich dem Schicksal ausgeliefert fühlen; dichotomes Weltbild; sozialer Blick von unten nach oben;
Selbstsicherheit selbstbewusst; Selbstgewissheit im Umgang mit Anforderungen; Anspruchshaltung; meist zielsicher; Zukunftsoptimismus;	Unsicherheit Selbstzweifel; wenig Selbstvertrauen; soziale Distanz zu Autoritäten; wenig Zuversicht, die gestellten Anforderungen bewältigen zu können; häufig Skepsis bis Pessimismus hinsichtlich der eigenen Zukunft

(Bremer/ Teiwas-Kügler 2013: 209)

Für diese Auswertungsschritte des Materials wurde auf die Sequenzanalyse (Oermann et al. 1979) als regelgeleitetes Verfahren zurückgegriffen. Zu Beginn wurde dabei das Material einer kleinschrittigen, sequentiellen Analyse unterzogen, um einen Einstieg in das Material zu erhalten und »erste Spuren« (Bremer-Teiwes-Kügler 2013: 208) zu identifizieren, um diese im weiteren Verlauf der Auswertung zu ergänzen oder auch fallen zu lassen und einer neuen Spur nachzugehen. Aus zeitökonomischen Gründen war es jedoch nicht möglich, dieses kleinschrittige Verfahren beim gesamten Material anzuwenden, sondern eher ausgewählte Passagen (beispielsweise mit erscheinenden Widersprüchen oder inhaltlich relevanten Aspekten) einer ausführlicheren Analyse zu unterziehen (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 168). Dabei stand im Fokus, die im empirischen Material zu findenden Klassifizierungsschemata zu entschlüsseln (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 167). Für die Arbeit in der Interpretationsgruppe wurde sich dabei an »Regeln« orientiert, die beispielsweise festhielten, dass jede Lesart in der Diskussion zugelassen sein muss oder aber auch neu hinzugezogene Informationen vorherige Lesarten ablösen können (siehe Bremer 2004: 74).

Nach einer Auswertung aller Fälle entsprechend des dargestellten Vorgehens wurden (3) die einzelnen Fälle miteinander in Relation gesetzt und (4) abschließend die erarbeiteten Syndrome zu einem Typus zusammengefasst (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 168). Dieser Schritt führte dazu, über den Einzelfall hinaus zu gehen und damit nochmals eine Systematisierung sowie Reduzierung der Vielfalt vorzunehmen. Hierbei ging es nicht um eine statistische Repräsentativität, sondern um eine Aufdeckung »gesellschaftlicher Strukturzusammenhänge« (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013a: 168). Für diese Zusammenfassung zu Typen wurden die Einzelfälle miteinander verglichen, in Beziehung zueinander gesetzt und anschließend im sozialen Raum verortet (ebd.). In dieser fallübergreifenden Analyse war es von Bedeutung, die Fälle zusammenzufassen, die eine große Ähnlichkeit aufweisen (im Sinne einer »*internen Homogenität*«, ebd.: 168) und die sich damit auch deutlich von anderen Fällen unterscheiden (im Sinne einer »*externen Heterogenität*«, ebd.). Im Verlauf dieser Arbeit an den Fällen wurden immer wieder Veränderungen vorgenommen, so dass dieser Auswertungsschritt prozesshaft zu verstehen ist. Die Abstrahierung und Zusammenführung der Fälle in Typen führt daher auch zu Abweichungen des Typus von den Einzelfällen. In der vorliegenden Arbeit werden diese Typen als Engagementmuster bezeichnet, da sie stärker die Praxis des Engagements in den Blick nehmen und damit der Begriff des *Musters* passend erscheint. Abschließend wurden die Muster vor dem Hintergrund der Einordnung in den sozialen Raum zueinander in Relation gesetzt. Mit Hilfe der Bildung eines Musters wird auch deutlich, wie sich bestimmte Muster voneinander abgrenzen, ob es dominierende Gruppen gibt oder aber auch Konfliktlinien (ebd.).

Die aus dem empirischen Material gewonnenen Engagementmuster werden im folgenden Kapitel dargestellt.